

Henrike Goetz
»DU«

Roman

Exposé
& Leseprobe

EXPOSÉ

Eine fatale Liebesgeschichte aus der entrückten Perspektive einer heimlichen Chronistin.

Ann, eine Fachübersetzerin Mitte dreißig, kommt vom Land und ist in Berlin nie richtig angekommen. Sie drängt sich in das Leben von Lu, die sich ein Kind wünscht. Ann lebt von Lus Erzählungen, verfolgt deren sich anbahnende Liebesgeschichte, auch das Scheitern und den Streit ums Kind. Als Anns Interesse Lu unheimlich wird, geht die Freundschaft kaputt, und Ann findet in ihr eigenes Leben zurück, indem sie die Geschichte aufschreibt – aus der Sicht einer Liebenden.

Lu, eine im Medienbereich beschäftigte Frau Anfang vierzig, besitzt eine Pudelhündin und wünscht sich ein Kind. Ihr Nachbar Josef hat einen Kampfhund, und seine Frau ist hochschwanger. Lu und Josef freunden sich an. Er hilft ihr bei der Suche nach einem Gebrauchtwagen, sie interessiert sich für sein Leben ohne Sicherheitsnetz.

Ann erzählt die Geschichte der beiden. Sie teilt mit Lu einen Arbeitsraum und bahnt die Freundschaft zu ihr als Stalkerin an. Sie wird Lus Vertraute und Teil ihres Lebens. Die zunehmenden Verstrickungen zwischen Lu und Josef verfolgt Ann aus Lus Erzählungen, die sie schließlich in eine eigene umwandelt. Im sanften Wahn von Anns Blick behält die Liebesgeschichte auch im Scheitern Wärme und Schönheit.

Josef muss in seine Heimat nach Polen reisen, hat allerdings aus Gründen, die zunächst im Dunkeln bleiben, Schwierigkeiten beim Grenzübertritt. Er bittet Lu, ihn mit dem Auto abzuholen. Die hat Freude an der abenteuerlichen Ungewissheit und begleitet Josef auch auf weiteren Reisen. Die beiden werden ein Paar. Schließlich lüftet Josef das Geheimnis: Er wird in Polen wegen Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung gesucht und will sich einem Prozess stellen. Lu leiht ihm Geld dafür, und Josef wird freigesprochen. In Berlin steht er, inzwischen von seiner Frau getrennt, vor Existenzschwierigkeiten, während Lu ein gesichertes Einkommen besitzt. Als sie ihm ihre Schwangerschaft verkündet, ist Josefs Freude gedämpft. Es gibt noch ein Geheimnis: Das vermeintliche Vermögen in der Heimat, auf das er sich immer wieder Geld geliehen hatte, existiert nicht. Lus und Josefs Neugierde aufeinander beginnt, in Fremdheit umzuschlagen.

Ann ist währenddessen mit Wolf zusammengekommen, einem alten Freund von Lu. Die beiden ziehen in Josefs ehemalige Wohnung gegenüber von Lu und Josef. Die zwei Paare leben familiär verbunden zusammen, bis Ann in ihr Heimatdorf zurückkehren muss, um ihre Mutter zu pflegen. Lu besucht sie dort mit dem Kind und zeigt erstmals auch Interesse für Anns Leben. Für kurze Zeit erleben die beiden ein gemeinsames Idyll, und Ann hofft, dass auch Lu in das Dorf zieht, da Lu und Josef sich weiter voneinander entfernen. Lu kehrt jedoch nach Berlin zurück. Ann verfolgt aus der Ferne, wie der Streit zwischen Lu und Josef um das Kind eskaliert, und versucht, ihr beizustehen. Als Lu bei einem Besuch von Ann in Berlin deren Aufzeichnungen ihrer Gespräche entdeckt, meldet sie sich nicht mehr bei Ann, sondern ruft ab da stattdessen Wolf an, und berichtet ihm von den vergeblichen Bemühungen des Jugendamts und Gerichts um eine Einigung. Ann nimmt über Wolf weiterhin Anteil an Lus Leben. Als sie Lu in einer Krise spontan zu Hilfe eilt, bekommt Lu Angst vor Anns Zugriff auf ihr Leben und schmeißt sie raus. Ann verlässt Berlin verzweifelt. Josef verzichtet schließlich auf den Kontakt zum Kind, und Ann findet in ihr eigenes Leben zurück. Sie schreibt Lus Geschichte.

Umfang: 220 Seiten



Foto: privat

HENRIKE GOETZ (geb. 1966) studierte in Hamburg Visuelle Kommunikation, arbeitet als Drehbuchautorin, Regisseurin (Kurzfilm *LOVE*, Bundesfilmpreis in Gold, 2000/ Spielfilm *Make My Day*, Premiere Internationales Filmfestival Turin, Wettbewerb, Berlinale, Deutsche Reihe, 2004) Co-Autorin (Ulrich Köhler, *Bungalow*, ZDF Kleines Fernsehspiel, 2000) dramaturgische Beratung (Valeska Grisebach, *Western*, aufgeführt in Cannes, 2014), lebt mit einem Kind in Berlin. *Du* ist ihr erster Roman.

LESEPROBE

1.

Aus dem grauweißen Himmel über dem Alexanderplatz stürzte der Regen, und es war nichts zu sehen außer Regen. Acht Tische standen in dem Raum, und Lu saß direkt vor dem riesigen Panoramafenster, durch das der Neptunbrunnen zu sehen war und im Hintergrund das Rote Rathaus. Ich saß hinter ihr, mit dem Rücken zum Schrank. Den Platz hatte ich mir ausgesucht, weil ich mich unwohl fühle, wenn jemand hinter mir sitzt. Alle in dem Raum arbeiteten im eigenen Auftrag, in unterschiedlichen Berufen. Ich übersetze Gebrauchsanweisungen vom Englischen ins Deutsche. Lu arbeitete fürs Fernsehen. Sie trug eine khakifarbene Hose und ein helles T-Shirt mit weitem Ausschnitt. Alles, was sie trug, hätte ich auch gerne angezogen. Ich betrachtete sie von hinten und stellte mir vor, sie trüge mein Gesicht. Das war mein Vergnügen bei der Arbeit.

Als Lu ihren Computer einpackte und ging, war ich schon bereit. Ich folgte ihr.

Eigenartigerweise, das erfuhr ich später, wurde auch Lu von einem unbestimmten Wunsch, einem Überdruß an allem, was war, in den Regen getrieben. Sie blieb kurz stehen unter dem Überstand des ehemals modernen Hochhauses, in dem wir arbeiteten, hielt inne zwischen anderen Passanten, die dort ebenfalls Zuflucht gesucht hatten, und wurde dann auf dem überfluteten Bürgersteig fortgespült. Sie rannte, ihre Computertasche unter der Jacke schützend, zur U-Bahnstation, und ich folgte ihr. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur sagen, dass ich ihr später beistand in dem, was sie erwartete.

In der U-Bahn war es leicht, nicht bemerkt zu werden. Die meisten Passagiere waren nass geworden, von dem Unwetter aufgewühlt und in der dunstigen Hitze mit sich selbst beschäftigt.

„Ein fahrender Inkubator“, dachte ich. Meine Mitreisenden – alte, junge, gleichgültige, zerfurchte, in sich versunkene und betrunkene – betrachtete ich als Babys, die in ihr Leben gerollt wurden. Ich versuchte, sie mit den Augen einer Säuglingsschwester zu sehen, die ruhig und umsichtig über den Anfang wachte. Eine Station lang, zwei Stationen ...

Lu, die neben der Tür stehengeblieben war, wurde von den Zustiegenden weiter in die Mitte gedrängt und hielt sich erst an der Stange fest, als der Zug anfuhr. Hätte sie mich in dem Moment angesehen, ich hätte ihr zugelächelt, wäre zu ihr gegangen, hätte ihr von dem Inkubator und der Säuglingsschwester erzählt und davon, dass ich in der U-Bahn oft meine Station verpasse, weil ich im Anblick der Menschen versinke. So sehr, dass ich auch in dem Moment schon fast vergessen hatte, warum ich in dieser Bahn stand.

Es hätte ein richtiger Anfang sein können für Lu und mich. Ich hätte ihr gesagt, dass ich schon wieder meine Station verpasst habe, und das wäre nah genug an der Wahrheit gewesen, um unsere Freundschaft – tja, wären wir noch befreundet, wenn sie mich gesehen hätte? Wenn alles mit einer kleinen, statt mit einer großen Lüge begonnen hätte?

Mit Lu stiegen sehr viele Leute aus. Es war leicht, ihr durch den U-Bahnhof zu folgen. Auf der breiten Straße allerdings, es regnete immer noch und Lu hatte ihre Computertasche in ihre Jacke gewickelt, ging sie fast allein. Ihre nassen Haare hingen glatt herunter, durch das nasse T-Shirt sah ich ihren schwarzen BH und dachte, sie hätte einen hautfarbenen anziehen sollen. Solche Gedanken kommen mir, wenn ich Angst habe. Hätte

Lu sich umgedreht, wäre ich nackt gewesen. Ich hatte mir keine Ausrede zurechtgelegt.

Plötzlich bog sie rechts ein und verschwand in einem breiten, von Säulen gestützten Durchgang. Ich ging schneller, stoppte, sobald ich Einblick hatte, konnte sie aber weder zwischen den Säulen noch auf dem Parkplatz dahinter entdecken. Wenige Meter von mir entfernt fiel eine Tür ins Schloss. Sie war aus schwerem Holz, ziemlich besprüht und mit Glas und Eisen verziert. Sie wurde von innen wieder aufgedrückt. Eine Frau mit dichten grauen Haaren, in einem geblühten Kittel und mit Hausschuhen an den Füßen, sah mich an. Ich war vollkommen durchnässt, vielleicht stöhnte sie deswegen auf, jedenfalls zog sie die Tür wieder zu.

Später erzählte Lu mir, dass sie am Tag der Sintflut, als der Alexanderplatz vom Regen wie weggewaschen war, einen eigenartigen Zwang verspürt habe, etwas Neues zu beginnen, und dass der Gedanke, in ihr altes Leben zurückzukehren, ihr so unmöglich erschienen sei wie der Sprung in einen Feuertopf. An den Weg nach Hause erinnere sie sich nicht, sagte sie mir. Und ich sagte auch nichts. Damit steckte ich mit einem Fuß im Feuertopf, denn ich log, ohne etwas zu sagen.

Allerdings hatte ich auch manchmal den Eindruck, dass sie diese ganze Geschichte nicht wirklich mir erzählte. Sie wollte sie einfach loswerden. Ich war in ihrer Nähe, und mich interessierte es natürlich zu erfahren, was im Haus passiert war, während ich in dem säulengestützten Durchgang stand und das Wasser eimerweise vom Himmel fiel. Ich hörte ihr zu, und ich schrieb es auf.

Sie war wie ich vom Regen durchnässt, wahrscheinlich hörte sie auch noch sein Rauschen, als sich auf ihrem Treppenabsatz die Wohnungstür gegenüber öffnete.

Er hatte jemand anderen erwartet, der freundliche Mann mit dem Schrubber in der Hand. Der Regen drang durch ein defektes Rohr bei ihm ein, und er wartete auf den Notdienst. Mit dem entschuldigenden Hinweis, dass er seine Wohnung über Wasser halten müsse, bis der Mann vom Notdienst endlich käme, schloss er die Tür wieder. Durch seine in der Not freundlich gebliebene Stimme, sagte Lu, war ihr ahnungsloser Nachbar zu dem Mann geworden, auf den sie gewartet hatte.

Ich nenne ihn Josef, diesen Nachbarn, denn auch Josefs Vaterschaft war über seinen Kopf hinweg beschlossen worden. Lu meinte, dass sie an diesem Tag der Sintflut ihren Füßen gefolgt sei und das Wasser die Tür aufgedrückt habe. Ich glaube, Lu versuchte, allem einen Heiligenschein aufzusetzen, um den leuchtenden Anfang mit dem düsteren Ende zu verbinden.

Und ich stand währenddessen im Durchgang. Ich habe das Geräusch der zugeschmetterten Tür noch im Ohr – die passende Antwort auf meinen Versuch, Leben in mein Leben zu bringen. Für mich war es ein düsterer Anfang, für Lu ein heller. Auch ihre Wohnung war leck geschlagen. Barfuß auf dem überfluteten Balkon im Wasser stehend, schöpfte sie es mit einem Eimer über das Geländer und freute sich daran, wie es auf das Pflaster klatschte.

Auf dem Stück Wiese hinter dem Haus, in dem Lu wohnt, wuchsen zu der Zeit Büsche und Sträucher, dazwischen stand hohes gelbes Gras. Lu ging dort mit ihrem Hund spazieren, Josef mit seinem ebenfalls. Die beiden, die sich bis zum Tag

der Sintflut nie wirklich gesehen hatten, obwohl sie auf einem Hausflur einander gegenüber wohnten, sprachen nun vertrauensvoll miteinander.

An einem trüben Tag, der Regen tropfte auf die hellgrünen und violetten Blätter, unterzog Lu Josefs Gesicht einer Prüfung, so beschrieb sie es. Die nassen Locken niedergedrückt, sah er in Richtung der Sträucher und spürte nicht ihren Blick, der sein Gesicht in die Hände nahm, die Haut zwischen den Fingern rieb, hineinbiss, daran roch und das eigene Fleisch mit dem fremden verglich. Josef bestand die Prüfung nicht. Ihr Blick ließ ab von seinem Gesicht und verfiel sich in den kleinen Blättern, die im dunkelroten Gewirr der Hartriegelstämme vom Regen betropft zitterten und der Melancholie des Momentes leise widersprachen.

Josefs Hund war blind. Er dirigierte ihn mit Stampfen, Rufen, Zureden, Schieben und Ziehen. Der alte Hund stand da, den Kopf horchend angehoben, die Augen grünlich schimmernd, die schwarze Hündin von Lu lief umher.

Josef kannte sich aus mit Autos, und Lu suchte ein Auto. Die Autos führten die beiden weiter zu Fragen der Schönheit, der Geschwindigkeit, des Geschmacks und des Geldes. Er erriet, was sie bereit war, auszugeben, fand zielsicher die Grenze und nahm Anteil an ihrer Suche.

Josefs hochschwängere Frau sah Lu in der Zeit so gut wie gar nicht. An der Wohnungstür gegenüber stand ein Nachname, in kleinen Buchstaben, zentral angebracht markierte er stolz und entschieden das Territorium und weckte in Lu Fantasien eines altmodisch-schönen Familienlebens, das sich hinter der warmbeigen, von einem würdigen grauen Rahmen eingefassten Tür abspielen mochte.

Alles, was mir Lu von dieser Tür erzählte, erschien mir wie ein Code aus ihrem Inneren an mein Inneres. Ich hatte das Gefühl, durch ihr Gesicht hindurchzuschauen, mit ihrer Erlaubnis näher treten zu dürfen.

Sie erzählte mir, dass diese Tür eines Tages offenstand. Lu trat aus ihrer eigenen Tür, blickte durch den Hausflur in die Tiefe der gegenüberliegenden Wohnung. Kein Möbelstück verstellte den Weg. Kein Teppich, kein Bild verrieten Privates. Kein Geräusch war zu hören. Die Fantasien eines altmodisch-schönen Familienlebens gefroren, das Geheimnis zog einen Bannkreis, sie konnte nicht vorbeigehen. Ihr Klopfen und Rufen sandte Druckwellen in die Wohnung, die in der Stille nachhallten. Hinter der Schwelle glich die Atmosphäre der auf dem Mond. Ihre Schritte in den Wohnungsflur hinein, der sich zu einem größeren, alle Räume verbindenden Viereck öffnete, berührten kaum den Boden. Die Augen nahmen keine Bilder auf, aus Angst, die rechtmäßigen Besitzer könnten hervortreten und sie zurückfordern.

An Josefs Geburtstag betrat Lu seine Wohnung zum ersten Mal offiziell, also mit seinem Wissen.

„Am Freitag feiere ich meinen Geburtstag. Du bist herzlich eingeladen.“

„Was wünschst du dir?“

„Komm einfach.“

Josef öffnet die Tür und ist ein souveräner Gastgeber. Die Wohnung ist, trotz der vielen Menschen, in einem angenehm leeren Rohzustand, da Josef, das sagt seine Frau zu ihren Freundinnen in der Küche, aufgeräumt habe, indem er alles in die Kammer schmiss.

Josef kümmert sich um Lu, die neu ist in dem Kreis. Er sorgt

für Getränke, einen Platz, lacht mit ihr später am Abend über den blonden Freund, der, auf dem türkisen Sofa sitzend, sich über eine Schale mit Knabberzeug beugt, im Kampf gegen Übelkeit und Schwindel. Sehr viel später dann ein grober Missklang, als Josefs Frau Iga an den Türrahmen des Raumes tritt, in dem der unsymmetrische, aber harmonische Kreis pulsiert. Den unfreundlichen Wortwechsel zwischen Josef und Iga versteht Lu nur im Ansatz, da die beiden die Sprache wechseln – es geht um das Baby, das bei der Schwiegermutter schläft. Iga verlässt mit einer Freundin die Wohnung. Josef bleibt in unfeierlicher Wut zurück und entlädt diese an seinem Hund, der nach einem Platz auf dem Sofa sucht. Josef packt ihn brutal am Geschirr und wirft ihn nieder. Der Puls der Gruppe setzt aus. Fremde sitzen plötzlich beieinander, Körpergeister, deren Seelen geflohen sind.

„Nach dem peinlichen Schweigen können jetzt alle weiterreden.“ Josef klopft den Körpergeistern auf den Rücken, und die Seelen kehren bald zurück.

Am nächsten Morgen, beim Gang mit den Hunden auf der wilden Wiese, berichtete Josef Lu, dass er gleich nach dem Aufstehen ihr Geschenk, ein Buch, betrachtet habe und ins Träumen geraten sei. Lu freute sich darüber. Die italienischen Sportwagen in dem Bildband waren für Ausfahrten geeignet und in keinem Fall für Fahrten zu Gebrauchtwagenhändlern, denn der Gipfel der Schönheit war in jedem einzelnen erreicht, der Traum erfüllt.

Ein anderes Geschenk von ihr, Marzipan, hatte der Hund gefressen, samt Silberpapier. Dieses Vergehen des Hundes belächelte Josef großzügig, und Lu tröstete sich über die Verschwendung hinweg mit einem Scherz über den Glanz des Silberpapiers in den blinden Augen des Hundes.

Josef stieg lächelnd ins Auto, er musste arbeiten, hatte

festgestellt, dass es ihm Spaß machte, schwere Dinge zu tragen, und ging entsprechend heiter seiner Tätigkeit auf einer Baustelle nach. Er habe den ganzen Tag den Affen gespielt und sei im Gerüst herumgeklettert, erzählte er ihr später.

Und als Lu es mir erzählte, überlegte ich sofort, ob ich auf die gleiche Art von meiner Arbeit sprechen, sie genauso durch Freude verwandeln könnte.

Manchmal kriecht während der Arbeit eine Lähmung in mir hoch. Meine Finger rühren sich nicht, ich habe Angst vor den leisen Bewegungen auf der Tastatur. Allein der Gedanke an dieses Klicken der Buchstaben, das schon am Nebentisch nicht mehr zu hören ist, wirkt auf mich wie die hochfrequente Pfeife eines Jägers, die nur sein Hund hört. Alles im Körper ballt sich zusammen, schnellst los, der Hund weiß wohin. Ich nicht. Ich sehe von Rundmessern zermetzelte Hände, die vor der Reinigung nicht den Netzstecker gezogen haben, ich sehe die Welt in einem Flammeninferno untergehen, weil ich es nicht schaffe, den Warnhinweis zu übersetzen: Das Gerät nicht ins offene Feuer werfen.

Ich kann mir vorstellen, dass es für Josef eine Frage der Würde war: Wer Freude an seiner Arbeit hat, kann anderen in die Augen schauen.